

**Zeitschrift:** Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Thurgau  
**Band:** 53 (1913)  
**Heft:** 53

**Artikel:** Johannes Büel von Stein a. Rh. und seine Freundschaft mit Johann Heinrich Mayr von Arbon  
**Autor:** Büeler, G.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-585330>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## **Johannes Büel von Stein a. Rh. und seine Freundschaft mit Johann Heinrich Mayr von Arbon.**

Von G. Büeler.

**U**nter den zahlreichen Briefen, die J. H. Mayr von Arbon hinterlassen hat, bietet eigentlich nur die Korrespondenz mit Joh. Büel von Stein a. Rh. ihrer Vollständigkeit und ihres Umfangs wegen für weitere Kreise ein besonderes Interesse. Sämtliche Briefe Büels sind wohlgeordnet vorhanden, diejenigen Mayrs hingegen nur aus den Jahren 1818—1825. Letztere wurden nach dem Tode Büels von dessen Verwandten an Mayr zurückgegeben, aber sonderbarer Weise fehlte schon damals, wie sich aus einer Notiz auf dem Umschlag ergibt, die Korrespondenz von 1825—1830. Sie ist voraussichtlich verloren. Der ganze Briefwechsel ist deswegen wichtig, weil er über das Leben beider Männer in diesem Zeitabschnitt uns genau unterrichtet. Die bisherigen Biographen Büels<sup>1)</sup>, die aus den gleichen Quellen schöpften, erklären beide, daß sie über dessen letzten Lebensabschnitt (1818—1830) nichts in Erfahrung bringen konnten. Schon aus diesem Grunde lohnt es sich, die Korrespondenz eingehender zu studieren. Zudem bietet sie ein schönes Bild einer ungetrübten Freundschaft; sie schildert uns in anschaulicher Weise das ganze Sinnen und Denken beider Männer bis in alle Einzelheiten. Für das Leben Mayrs kann die Ausbeute deswegen nicht groß sein, weil er in seiner „Lebenswanderung“ selbst genauen Auf-

---

<sup>1)</sup> Böschenstein, J., Johannes Büel, Diaconus, Schulinspektor, Hofrat (1761—1830), Schaffhausen 1872 8<sup>o</sup>; Genting, Dr. Karl, Johannes Büel von Stein a. Rh. und seine Freundschaft mit Johann Georg und Johannes Müller von Schaffhausen. Stein a. Rh. 1908. 8<sup>o</sup>.

schluß gegeben hat.<sup>1)</sup> Für ihn bildeten die Jahre 1819 bis 1825 die unangenehmsten seines ganzen Lebens. Er hatte viel Ärger mit seinem Pächter und den jungen Leuten, denen er sein Geschäft abgetreten hatte. Diese Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art, neben zahlreichen Nachrichten über Verwandte und Bekannte bilden den Hauptinhalt der Briefe Manrs. Wertvoller sind diejenigen Büels. In der folgenden Darstellung seines Lebens und Wirkens sollen nun alle neuen Aufschlüsse, welche die langjährige Korrespondenz der beiden Freunde enthält, verwendet werden. Damit ein Gesamtbild entsteht, wird dabei in Kürze auch das bisher Bekannte angeführt.

### 1) Jugendjahre.

Johannes Büel wurde in der Nacht vom 12. auf den 13. August 1761 in Stein a. Rh. geboren. Sein Vater war Bäcker, zugleich Spitalverwalter und Mitglied des Rats, seine Mutter eine geborene Winz. Er hat den Eltern und besonders der Mutter bis zu seinem Tode eine wahrhaft kindliche Verehrung bewahrt für die liebevolle Erziehung, die sie ihm zu Teil werden ließen. „Ich bin nicht so strenge von meinen Eltern gehalten worden, daß mein Ja und mein Nein sich nicht offen ausgesprochen hätte und so war ich bis zu meiner Heirat immer der, welcher die Wahrheit auf der Zunge hatte und oft große Verstöße gegen die Wahrheit beging.“<sup>2)</sup> Ueber seine Kinderjahre wissen wir aus einem Briefe an Johann Georg Müller, daß Johannes Büel ein großer Schwärmer war, der meistens sich selber überlassen blieb und als ein munterer, spaßhafter, verschlagener Vogel eine Gesellschaft gut

<sup>1)</sup> Vgl. Büeler, G., Johann Heinrich Manr auf der Bleiche bei Arbon (1768—1838). Heft 49 der „Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte“, S. 1—68. Gautier, Lucien, Un voyageur suisse dans le Levant en 1812 et 1813 (J. H. Manr). Schaltegger, R., Manr, J. H. Reise nach Jerusalem und dem Libanon. Heft 48 der „Beiträge“.

<sup>2)</sup> An Manr. 18. Mai 1828.

mit Scherzen und Schwänken amüsieren konnte. Eine Bestätigung dieses Urteils und zugleich einen Einblick in seine Jugendzeit gibt uns Büel in einem Brief an Mayr vom 24. Juni 1820: „Ich hatte einen Freund, einen Schiffsjungen namens Bartli, mit dem konnte ich phantasieren. Wir saßen manche Stunde auf dem Balken eines Heubodens und lieferten in Gedanken blutige Schlachten. Da wir außer der kleinen Bürgerschaft von Stein, etwa 300 Mann, niemanden in der Welt kannten, am allerwenigsten Militär gesehen hatten, so glaubten wir, diese ehrbaren Schildbürger, welche jährlich drei Sonntag-Abende ein wenig exerzierten und marschierten, seien eine Armee und mit dieser ließe sich gegen jeden Feind etwas ausrichten. Wir nahmen also Positionen, wir bestellten Hinterhut, wir machten Stratageme und stellten die alten, kraftlosen Bürger vornen, um den Feind zu ermutigen und sicher zu machen, aber hinten stellten wir die jungen, kraftvollen, die dann den Feind aus dem Felde schlugen. Bei Belagerungen ging es fürchterlich zu; da ließen wir viele Zentner Steine, ganze Fuder von siedendem Wasser durch Weiber und Mädchen auf die stürmenden Feinde hinabgießen, unterdessen wir mit Kanonen und Flinten ganz jämmerlich unter sie hineinschossen. Das verabredete ich mit Bartli auf dem Balken des Heubodens. Bartli war auch nachgebend und treu, und wenn wir miteinander auf einem Wiesenplatz rangen, so ward ausgemacht, daß keiner dem andern in die Haare greife, keiner dem andern die Kleider zerreiße, keiner dem andern es übel nahm, wenn er auf den Boden geworfen wurde, und so kämpften wir immer als Freunde, und so war Bartli mein ständiger Gefährte, und wir phantasirten nach Herzenslust. Die Jahre brachten uns auseinander. Ich ward ein Student, ein Kandidat, ein Prediger und endlich ein Titular-Hofrat. Bartli war ein Leisten Schneider, ein Schiffmann, ein humoristischer Spaßmacher und starb als Junggeselle vor wenigen Jahren. Aber Bartlis Andenken bleibt mir immer wert, und ich wollte, er lebte noch, und ich könnte ihm etwas von dem erzählen, was ich in der Nähe von Aspern und Wagram und im Bombardement von Wien sah und hörte.“ In recht



bittern Worten äußert sich Büel über seine erste Schulzeit in Stein: „Verzeihe, lieber Leser, diese harte Sprache einem Manne, der einst als Kind ein zartes Herz und einen für jede vernünftige Bildung empfänglichen Geist und große Wißbegier in die Schule brachte, und dessen Gedächtnis aber nur das behielt, was der Verstand begriff, und der darum nicht nur als der unfähigste aller Schüler verachtet, sondern auch barbarisch mißhandelt wurde. Die Wunden sind längst geheilt, und er denkt mit frohem Lachen an den Stand seiner Erniedrigung und an seine Schulleiden zurück, aber, wenn er an den Jammer so vieler anderer leidenden Kinder denkt, so ergreift ihn der bitterste Unwille.“<sup>1)</sup>

Johannes Büel hätte die Bäckerei erlernen und das väterliche Geschäft übernehmen sollen. Bis zum 14. Altersjahre half er getreulich mit, allein seine Eltern mußten bald einsehen, daß der begabte Knabe in einem andern Ideentkreis lebe und in der engen Welt eines Handwerks nicht glücklich wäre. Er wurde nun zum Studium der Theologie bestimmt. Nachdem er von Provisor Ekweiler in Stein etwas vorgebildet worden war, siedelte Büel im Alter von 15 Jahren in das Pfarrhaus von Andelfingen<sup>2)</sup> über, um auf seinen zukünftigen Beruf vorgebildet zu werden. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er bei einem Besuche in Schaffhausen die Bekanntschaft drei junger Theologen Johann Heinrich Enderis, Martin Hurter und Johann Georg Müller, mit denen er stets in inniger Freundschaft verbunden blieb. Der Briefwechsel mit Joh. Georg Müller, dem Bruder des Geschichtsschreibers, bildet für die Lebensgeschichte Büels bis 1819 die ausgiebigste Quelle.

Nach einigem Widerstreben seitens der Eltern, besonders der besorgten Mutter, erhielt Büel die Erlaubnis, ein Jahr an der Universität Göttingen Theologie zu studieren; der Vater konnte ihm zu diesem Zwecke höchstens 200 Gulden

<sup>1)</sup> Büel J. Was soll in den Landschulen gelehrt werden.

<sup>2)</sup> Pfarrer in Andelfingen war damals Leonhart Dechli von Schaffhausen, geb. 1730, ordiniert 1758, 1767 Pfarrer in Buch (Schaffhausen), von 1770 bis zu seinem Tod 1784 in Andelfingen.

in Aussicht stellen. Der Plan wurde nicht ausgeführt; es ist nicht ersichtlich aus welchen Gründen; wahrscheinlich hätte die versprochene Summe für Reise und Studienaufenthalt nicht genügt. Ohne an einer Universität studiert zu haben, legte Büel 1779, also im Alter von 18 Jahren, vor dem Kirchenrat in Schaffhausen mit Ehren sein theologisches Examen ab und wurde in den geistlichen Stand aufgenommen. Beim damaligen starken Zudrang zum theologischen Studium war es Büel unmöglich, sogleich eine Pfarrei zu bekommen; er übernahm daher gerne für einige Jahre eine Hauslehrerstelle bei der Familie Im Thurn auf dem Löwenstein in Schaffhausen. Während dieser Zeit verlobte er sich mit Fräulein Luise von Auleben, die bei der Familie Im Thurn auf Besuch war. Sie stammte aus Sachsen, ihre Eltern lebten damals nicht mehr; eine ältere Schwester, die Gräfin von Frankenberg in Gotha, stand dem herzoglichen Hofe nahe. Auf Wunsch dieser Schwester wurde die im Jahre 1784 geschlossene Ehe mit einem Bürgerlichen noch lange Zeit geheim gehalten. Es ist kein Zweifel, daß eine herzliche Zuneigung und Liebe das junge Paar zusammengeführt hat, und daß die Frau aus adeligem Hause in die einfachen schweizerischen Verhältnisse an der Seite Büels sich bald einlebte, auf das Leben am Hofe gern verzichtete und vortrefflich zu ihrem Gatten paßte. Auch die Gräfin von Frankenberg sprach sich später sehr anerkennend über ihren bürgerlichen Schwager aus.

## 2. Büel als Helfer und Lehrer in Hemishofen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Beven erhielt Büel im Jahre 1784 die Helferstelle in Hemishofen. Als solcher mußte er am Sonntag im Schulhause Predigt und Kinderlehre halten und im Winter die Schuljugend des Dorfes und die reformierten Kinder von Ramsen unterrichten. Die 17 $\frac{1}{2}$  Jahre, die Büel in dieser bescheidenen Stellung zubrachte, gehören zu den glücklichsten seines Lebens. Es ist die Zeit, in welcher der Name des Schulmeisters und Helfers von Hemishofen,

als eines tüchtigen, einsichtsvollen Mannes viel genannt wurde. Wir finden eine schöne Schilderung seiner dortigen Wirksamkeit in seinem ersten Werke über das Schulwesen: „Seit sechs Jahren lebe ich in einem kleinen stillen Dörfchen am Ufer des Rheins, in einem Amte, das ich liebe. Die Bildung der Kinder in der Schule ist mit dem Geschäfte eines Predigers mir zugleich anvertraut worden; ich zeige hier meinen Kleinen das A B C, lehre ihre Eltern von der Kanzel und bete am Kranken- und Sterbebette ihrer Großeltern. Ein kleiner Wirkungskreis ist mir angewiesen worden, für mich aber ist er groß genug, und ich bin seiner nie müde geworden. Wieviel gehört dazu, auch in dem kleinsten Beruf das zu sein, was man sein soll! Von meiner zartesten Kindheit an liebte ich den Umgang mit Kindern, und noch jetzt bin ich nie froher, zufriedener und besser, als wenn meine kleine Herde um mich versammelt ist, eine Herde, welche ich blos durch Liebe regiere, und die einst der Trost meines Alters sein wird“. In Büels Schule herrschte ein gegenseitiges Vertrauen, ein herzliches Einvernehmen; er behandelte seine Schüler mit der größten Achtung und Rücksicht. Die Liebe war der Grundton seines ganzen Wesens. Eines Halsleidens wegen war Büel kein guter Prediger. Seinen religiösen Ansichten nach gehörte er in jüngeren Jahren eher zur positiven Richtung, während er später zu den Ideen der Aufklärungszeit überging, nach denen der Glaube an Gott, an Unsterblichkeit und die Tugend die Grundlage der Religion bilden. „Unsere Gesundheit und unser Leben“, schreibt er an Maier<sup>1)</sup>, „ist in Gottes Hand und von ihm sind wir ganz und gar und auf ewig abhängig. Unser Glaube lehrt uns auch, daß Gott die höchste Weisheit und die reinste Güte sei, daher gründet sich alle unsere Ruhe auf den festen Glauben an den unsichtbaren Vater im Himmel, und es ist nach meiner Meinung das Sicherste und Beste, sich an diesen Glauben einfach und kindlich zu halten, weil wir außer demselben nirgends einen Anhaltspunkt finden“. „Endlich wird es immer Friede sein, und nach allen Stürmen

<sup>1)</sup> 10. September 1823, 28. Oktober 1823, 25. Juli 1824.

legen sich die Wogen wieder, und in denselben spiegelt sich das Bild der ewigen Liebe, und wir fühlen es tief, daß all unser Leiden und Ungemach nur Uebung, nur Bedingnis eines ewigen Friedens war, der am Ziele unser wartet. Mir ist es immer, es werde uns unbeschreiblich wohl sein, wenn wir vom bessern Stern hinabblicken auf dieses Erdengewirre, wo wir bei aller Sehnsucht und Ruhe, bei allem unserm Streben und Tagen nach dem Frieden doch denselben nie erlangen konnten; nun aber frei von allen Banden, frei von allen drückenden Verhältnissen, endlich die wahre ewige Ruhe erlangt haben“. — „Es wird jedem endlich sein Lohn, dem Guten Gutes, dem Bösen Böses, aber alles zielt nur auf Eines — ewiger Friede, Harmonie, Vollendung zur Vollkommenheit“. — „Gerne lasse ich jedem seinen Glauben; ich habe freie Ansichten über religiöse Gegenstände; aber ich habe sie für mich und Gleichgesinnte, die ich kenne, und tische sie nicht öffentlich auf, am wenigsten dem Volke, das nicht zu denken gewohnt ist“. <sup>1)</sup> Büel war mit Leib und Seele Schulmann, er studierte Rousseaus Emile, dachte über alles nach, was zum Schulwesen gehörte und war stets auf Verbesserungen bedacht. Die Einkünfte des Helfers von Hemishofen waren sehr bescheiden; Büel mußte, um sich anständig durchzubringen, aus den Zinsen des Kapitals von 4000 Thalern, die ihm seine Frau in die Ehe gebracht hatte, noch zusehen. Er sagt, daß er im Laufe der Jahre nicht weniger als 4000 Gulden aus seinen eigenen Mitteln für den Unterhalt seiner Schule verwendet habe.

Die Bücher, welche Büel während seines Aufenthalts in Hemishofen veröffentlichte, beweisen, mit welcher Liebe und Gewissenhaftigkeit er sich in seine Schularbeit vertiefte und durch Beobachtung und Erfahrung sich eine eigene Methode zurechtlegte. Im Jahre 1792 erschien in Nürnberg: Büel J., „Bemerkungen für Landschullehrer und Freunde derselben“, ein Büchlein, das heute noch für jeden Lehrer lesenswert ist, und das nicht eine Kompilation aus anderen Schriften über Er-

---

<sup>1)</sup> Eine große Zahl Predigten befinden sich in Büelschem Archiv in Stein.



ziehung, sondern eine Frucht eigenen Nachdenkens ist. Es enthält eine Sammlung pädagogischer Sentenzen, von denen wir hier einige anführen, um zu zeigen, welche hohe Achtung Büel von der Arbeit des Lehrers hatte:

„Wer ohne Prüfung in seinem Amt alles im Alten läßt, der hat entweder keine Achtung, keine Liebe für dasselbe, oder er ist zu unverständlich dazu und also in beiden Fällen desselben unwürdig“.

„Laß dich nicht aus Stolz und Eigenliebe verführen, alles zu verändern, was alt ist, sondern prüfe wohl und ändere nicht ohne Not“.

„Willst du nicht getadelt, nicht schief und unvernünftig beurteilt werden, und magst du nicht vertragen, daß man dich verkenne, so werde ja nicht Schullehrer, oder du mußt verwelken wie die Blume des Feldes“.

„Sei liebevoll mit deinen Kindern und erleichtere ihnen die Arbeit, so viel du kannst, aber laß sie doch arbeiten, damit sie ihre Kräfte durch Übung vermehren und die Folgen des Fleißes und Unfleißes kennen lernen. Wahrlich, das Leben, zu welchem Kinder auf dem Lande erzogen werden, besteht nicht in Spiel und Tändelei, sondern es braucht Mut, Ernst, männliche Anstrengung und Ausharren“.

„Suche Herr deiner Launen zu werden, gehe mit freundlichem Gesicht in die Schule, sprich sanft und väterlich zu deinen Kindern und sei nur da streng, wo Strenge nötig ist. Die größte Strenge macht zuletzt nicht den mindesten Eindruck mehr. Ein immerfort strenges, unfreundliches Betragen, ein immer finsternes Gesicht wird deinen Schülern etwas ganz gewöhnliches; sie werden dich nicht mehr fürchten, sie werden über dich mürrischen Brummbären lachen“.

„So wie es schädlich ist, wenn man zu wenig in der Schule lehrt, so kann es auch schädlich sein, wenn man zu viel lehrt. Das ganze menschliche Leben ist eine Lehrzeit; jedem Alter ist sein besonderer Unterricht bestimmt, und der fromme Eifer ist zu weit getrieben, wenn man die Summe alles menschlichen Wissens in die Schule hineinzwängen will“.



„Ein Schullehrer, wie er sein soll, muß notwendig in gewissem Sinn einen Kleinigkeitsgeist haben und Dinge als wichtig behandeln, die es nicht an und für sich, sondern nur um der Verbindung willen sind, in welcher sie stehen. Daher mag es wohl kommen, daß oft die besten Schulmeister arge Pedanten, die besten Köpfe hingegen schlechte Schulmeister sind“.

„Wo keine Anlagen sind, so nimm mit Wenigem vorlieb und quäle dich selbst und deinen Schüler nicht unnützer Weise. Pflanze, wo nicht Eichen, doch kleine Fruchtbäumlein.“

Die größte Schwierigkeit für die Landschulen erblickte Büel in der großen Schülerzahl. Es schien ihm unzweckmäßig, mehr als 30 Schüler gemeinsam zu unterrichten. Als seine Schule immer größer wurde, trennte er die ältern von den jüngern, so daß die einen nur vormittags, die andern nur nachmittags unterrichtet wurden. Die guten Folgen seiner Tätigkeit blieben nicht aus; Hemishofen konnte sich rühmen, die beste Landschule im weiten Umkreis zu besitzen. Büel erhielt oft Besuche, oder es wurden junge Lehrer zu ihm in die Praxis geschickt. Eine Zeit lang hoffte er, eine Art Seminar zu gründen oder zu leiten, allein er wurde bei Besetzung von bessern Stellen in Winterthur und Schaffhausen übergangen, weil er im entscheidenden Augenblicke aus übertriebener Aengstlichkeit es unterließ, die nötigen Schritte zu tun. Uebrigens hatten Büel und seine Gattin sich so an das Leben und ihren Wirkungskreis in Hemishofen gewöhnt, daß sie damals nur ungern fortgezogen wären.

Im Jahre 1795 erschien ein zweites Werk Büels: „Briefbuch oder Anleitung zum Brieffschreiben und andern nützlichen Aufsätzen für schweizerische Landschulen“. Es ist ein praktisch angelegter Brieffsteller, mit Anweisungen, wie Briefe geschrieben, zusammengelegt und adressiert werden sollen; dann folgen Muster von Quittungen, Schuldscheinen, Verträgen, Rechnungen für gelieferte Arbeit, Betriebsrechnungen für bäuerliche Verhältnisse, eine Vogtrechnung und schließlich Zeittafeln zur Schweizergeschichte. Das Büchlein ist recht praktisch angelegt, aber mehr für Erwachsene als für Schüler von Landschulen passend.

Es ist selbstverständlich, daß der helvetische Minister Stapfer auf Büel aufmerksam wurde und den erfahrenen Pädagogen für den von ihm vorbereiteten Umschwung im Schulwesen zu verwenden suchte. Im Auftrage Stapfers sollte er ein Elementarbuch, ein eigentliches Lesebuch und ein kleines Buch über Erziehungsmethoden schreiben. Büel machte sich anfangs mit großen Hoffnungen an die Aufgabe und schickte zwei Arbeiten nach Luzern, aber bald erlahmte seine Tätigkeit, da es sich herausstellte, daß die fortschrittlichen Ideen Stapfers nicht ausgeführt werden konnten. Immerhin verdanken wir das vortreffliche, 1801 veröffentlichte Buch Büels: „Was soll in den Landschulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden?“ den Arbeiten, die er im Auftrage Stapfers übernommen hatte. Von der alten Schule gibt Büel folgende drastische Schilderung:

„So wie ich die Schulen und ihre Einrichtungen kennen lernte, so wurden nach dem Wohlgefallen der Eltern die Kinder im 4., 5. bis 6. Jahre, das eine am Anfang, das andere in der Mitte, das dritte am Ende des Schulkurses in die Schule geschickt und zu einem sechsstündigen Sitzen in einer dumpfen, stinkenden Staubatmosphäre verdammt, wo stöckische Unbeweglichkeit und dummes Schweigen als Tugend belobt und natürliche Fröhlichkeit und Bewegung gestraft wurden.

Nun ging der Unterricht an. Der Schüler bekam eine Fibel oder Namenbüchlein in die Hände, in welchem ihm auf die sinnloseste Weise das A B C im Laufe einiger Wochen oder Monate eingebläut wurde. Dann folgten einzelne Worte, wie sie der Zufall vor vielleicht 300 Jahren aus einer Feder hinwarf. Dann folgte das Vaterunser, die 10 Gebote, ein paar Gebete und das Fundament war gelegt. Jetzt kam die Reihe an den Katechismus, von welchem zuerst die sog. Fragen der Lehrrsätze, hernach die Beweisprüche, welche im Falle eines schwachen Gedächtnisses eingeklopft und eingeheftet wurden. Dann kam an die Psalmen und wo es recht toll ging, wurden sogar Lobwassers Psalmen, auch einige Lieder gelernt und wo es recht hoch ging, kamen Hübners biblische Historien dazu.

Als Leseübung wurde nach dem Namenbüchlein der große und kleine Katechismus, die Psalmen, auch etwa der Kalender, ein Zeitungsblatt, ein Märtyrerbuch gelesen. Aber wohlverstanden, jeder Schüler hatte seine besondere Lektion und sagte sein Pensum allein her, und so wurde er in der Zeit von drei Stunden, wenn etwa 60 Schüler da waren, drei Minuten im Lesen geübt. Hatte der Schulmeister seine Frau oder einen Schüler zu Hülfe, so konnten sechs Minuten dem jungen Leser zu Theil werden. In den übrigen 174 Minuten wurde geschrieben, laut gelernt, geschwätzt, geneckt, gelacht, gegessen, gekauft und verkauft und der Schulmeister war zu sehr beschäftigt mit dem Einzelnen, als daß er alle hätte übersehen und leiten können. Die zahlreichen Züchtigungen nahmen auch viel Zeit weg.

Daß beim Lesen und Auswendiglernen auch kein Wort der Erklärung, kein Wort zur Uebung des Verstandes und zur Bildung des Herzens geredet wurde, das versteht sich von selbst. Worte, immer Worte, und wenn es hoch ging, Hiebe und Streiche. So verließ der Schüler die Schule, und was hatte er dabei gewonnen? Sein empfangener Unterricht hatte mit dem, was er war und sein sollte, nichts zu tun, und er mußte sich selbst noch in spätern Jahren den Weg bahnen.“

Im Gegensatz zu diesen Schulen wünscht Büel Anstalten, durch welche Religiosität, Vaterlandsliebe und häusliche Tugenden gepflanzt werden. Der öffentliche Unterricht soll die Kinder zu ihrem künftigen Beruf vorbereiten; er soll sie anleiten, würdig das zu werden, was sie einst sein sollen, für sich selbst, für ihre Familien, für Gott und Vaterland. Als erstes Unterrichtsfach verlangt Büel die Religion; in engster Beziehung mit ihr setzt er den moralischen Unterricht durch Beispiele, Erzählungen, Fabeln, Sprichwörter u. s. w. Ferner verlangt Büel, daß der Schüler mit dem Bau seines Körpers und den allgemeinen Regeln ihn gesund zu erhalten, zweckmäßig bekannt werde und eine einfache Anweisung bekomme, wie mit verunglückten Personen umzugehen sei. Als bestes Mittel zur Bekämpfung des Aberglaubens verlangt er

Unterricht über den Weltbau und in der Naturgeschichte, ferner auch für den zukünftigen Landmann, eine kurze Geschichte und Geographie der Schweiz und einen Abriß der Verfassung. Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen sind ihm für alle Landschulen unentbehrliche Unterrichtszweige. Die Reinlichkeit soll dem Schüler als höchste Zierde des Menschen und als eine edle Quelle der Gesundheit und des Wohlsseins empfohlen werden. Ueber die Handarbeiten bemerkt Büel, es lasse sich hier für unser Vaterland keine allgemeine Regel geben; es sei vielmehr Aufgabe der Erziehungsräte und der Schulinspektoren zu untersuchen, was nach besonderem Bedürfnis und der besonderen Lage jedes Dorfes und jeder Schule zu veranstalten nützlich und auszuführen möglich sei. Vor allem empfiehlt er die Trennung der ältern und der jüngern Schüler.

Büels Bücher fanden in der Schweiz und in Deutschland allgemeine Anerkennung. Umso mehr ist es zu bedauern daß unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Schrift seine Tätigkeit auf dem Gebiete der Jugenderziehung durch die Verhältnisse plötzlich unterbrochen wurde, und seine Bestrebungen zur Hebung des Schulwesens gänzlich aufhören. Es ist zwar fraglich, ob Büel unter den ungünstigen Verhältnissen von 1800—1830 große Erfolge gehabt hätte, denn er war zu zaghaft, um mit Mut und Ausdauer für eine gute Sache den Kampf zu wagen.

In der Politik spielte Büel nur kurze Zeit eine Rolle. Er schreibt an Mayr<sup>1)</sup>: „Ich war im Jahre 1798 kein großer Freund der Franzosen und sah mit großer Freude die Oestreicher kommen“ und seinem Freund David Heß in Zürich bekennt er<sup>2)</sup>: „Je mehr ich von den Franzosen höre, desto mehr verachte ich sie, und es freut mich auch, daß ich sie, solange ich denken mag, nie leiden mochte, aber jetzt erreichen sie die tiefste Stufe der Verächtlichkeit.“ In den Kriegsjahren hatte Hemishofen viel durch französische, österreichische

1) 22. November 1820.

2) 18. März 1815.



und russische Einquartierungen zu leiden. Während der Helvetik war Büel Inspektor der Schulen des Distriktes Stein, und 1801 wurde er zum Deputierten nach Schaffhausen gewählt. Er sprach sich eifrig gegen die damals beabsichtigte Vereinigung des Thurgau mit Schaffhausen aus, weil dadurch die Stadt Schaffhausen ihre politische Stellung verlieren und ganz von den Vertretern der Landschaft unterdrückt würde. In Stein wehrte er sich heftig und mit Erfolg gegen die beabsichtigte Lostrennung der Stadt von Schaffhausen und gegen die Neuwahl der auf Lebenszeit gewählten Beamten, wobei sein Vater als Spitalverwalter verdrängt werden sollte<sup>1)</sup>.

---

### 3. Aufenthalt Büels im Ausland.

Am 11. Dezember 1801 starb Büels Gattin. In seinem namenlosen Schmerze beschloß er, den Ort, wo ihn alles an die Verstorbene erinnerte, trotzdem er ihm so lieb geworden war, zu verlassen und vorläufig eine Einladung seiner Schwägerin, der Gräfin von Frankenberg und des Herzogs Ernst von Gotha anzunehmen. Im Frühling 1802 reiste er nach Sachsen. Die Schule in Hemishofen übergab er einem seiner Zöglinge, Lehrer Meili, und Pfarrer Weber in Stein hielt für ihn Kinderlehre. Von den Verwandten und auch am Hof wurde ihm ein herzlicher Empfang zu teil. Herzog Ernst ernannte ihn zum Bibliothekar in Altenburg; er gab ihm jedoch zugleich einen Urlaub auf unbestimmte Zeit, der es ihm möglich machte, seinen Aufenthaltsort nach Belieben zu wählen. Beim Tode des Herzogs Ernst (1804) wurde ihm vom Nachfolger Herzog August von Sachsen-Gotha die Anstellung erneuert und ihm der Titel „Hofrat“ verliehen. Büel hatte sich eigentlich vorgenommen, bald in die Schweiz zurückzukehren und seine Tätigkeit wieder aufzunehmen, allein der Voratz wurde nicht ausgeführt. Zuerst machte er zu

---

<sup>1)</sup> Die politische Tätigkeit Büels ist hier nur in Kürze erwähnt. Es sei auf die ausführliche Darstellung in R. Henking, Joh. Büel von Stein a. Rh. verwiesen.



seiner Erholung Reisen in Deutschland, auf denen er mit den meisten hervorragenden Männern u. a. Herder, Schiller, Graf von Zinzendorf bekannt wurde.<sup>1)</sup>

Ein Brief an Mayr (10. Juli 1822) gibt uns eine interessante Uebersicht seiner damaligen Wanderungen: „Vor 20 Jahren (1802) wanderte ich auch wacker in Deutschland umher und machte manche Meile nach dem Brocken und dem Harzgebirge, nach Göttingen und Kassel, dann wieder nach Leipzig und Dresden und bis nach Herrenhut. Wenige Monate darauf (1803) kutschierte ich nach Prag und Wien. Von da im gleichen Sommer wieder nach Prag und Dresden, Leipzig, Gotha, Meiningen, Fulda, Frankfurt und Mainz, dann den Rhein hinab nach Koblenz und Neuwied und wieder über Ehrenbreitenstein, Ems, Schwalbach, Wiesbaden nach Frankfurt, Darmstadt, Stuttgart nach Stein, Zürich und Bern und sogleich wieder nach Ulm, München, Regensburg und Wien.“ In dieser Stadt erhielt er durch seine Empfehlungen aus Gotha Zutritt zu den höchsten Kreisen; er trat in regen Verkehr mit den dort lebenden Schweizern, vor allem mit dem Historiker Johannes Müller und im Hause der Schriftstellerin Caroline Pichler war er ständiger Gast und machte dort viele neue Bekanntschaften. Mit ihr und ihrer Tochter Lotte blieb er bis an sein Lebensende in regem Briefwechsel.<sup>2)</sup>

Trotzdem Büel noch am 29. Juni 1803 an Frau Winz

---

<sup>1)</sup> Die Stadtbibliothek in Zürich besitzt ein sehr interessantes Stammbuch Büels in 3 Teilen, mit zahlreichen Eintragungen aus dieser Zeit. Fr. v. Schillers Spruch lautet: „Ich bin alles, was ist, was war und was sein wird. Kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben. Zum Andenken der Freundschaft.“ Weimar 4. Sept. 1802. Noch herzlicher ist derjenige Ludwigs von Beethoven: „Freundschaft ist Schatten gegen den Sonnenstrahl und Schirm wider den Regenguß. Trübt etwas, mein lieber Büel, die Erinnerung an dich, so ist es, daß wir uns zu wenig sahen, dein warmer Freund.“ Wien, am 29. Juni 1805.

<sup>2)</sup> Die Briefe von Caroline Pichler und deren Tochter Lotte an Büel befinden sich in der Stadtbibliothek Zürich im Nachlaß von David Heß.

in Stein schrieb: „Mein Plan ist unveränderlich, mit Anfang September wieder in der Schweiz zu sein“, übernahm er doch im gleichen Jahre unter sehr vorteilhaften Bedingungen eine Hauslehrerstelle beim Grafen Brown, einem reichen Gutsbesitzer. Er erhielt 1000 Gulden Gehalt, völlige Beföstigung im Hause, einen besonderen Bedienten für sich und seinen Zögling Moritz und eine Pension von 50 Gulden jährlich für jedes Jahr, das er der Erziehung des Sohnes widmete oder statt dessen eine sofortige Bezahlung von 1000 Gulden; daneben konnte er nach Belieben geistliche oder weltliche Lehrer anstellen. Büel war verpflichtet den Grafen Brown auf allen Reisen zu begleiten, auf denen er seinen Sohn Moritz mitnahm. In den ersten Jahren ging alles vortrefflich; Graf Brown sprach sich sehr schmeichelhaft über die Erziehung seines Sohnes aus, und im Hause war Büel von den zahlreichen Bekannten der Familie geliebt und geschätzt. Ueber seinen Zögling schrieb er:<sup>1)</sup> „Der kleine Moritz, obschon er aus lauter Quecksilber zusammen gemacht zu sein scheint und eines der pfiffigsten Bürschchen der Welt ist, den ich nur durch die größte Güte, aber auch durch den festesten Ernst in Ordnung zu halten weiß, liebt mich ungemein und ist, weil er weiß, mit wem er es zu tun hat, auf den Wink gehorsam, so daß schon viele Leute mit Bewunderung das bemerkten, wie ich diesen lebhaften Jungen so gut lenken könne. Es brauchte aber vieles, bis ich ihn so weit hatte. Im Anfang wollte er trogen, da folgte Strafe. Er trogte noch mehr, die Strafe wurde noch härter und noch einmal, und ich ließ ihn es noch mehr fühlen. So wurde mein lieber, kleiner Graf zahm. Einmal trat ein Fall ein, wo ich sogar die Rute brauchte. Ein andermal ließ ich ihn, da er unverschämt im Reden war, vom Tisch wegführen. Er ist unveränderlich mein guter Freund und jeden Morgen kommt er herzlich an mein Bett und küßt mich. Listig ist er sehr und leichtsinnig, und ohne mich würde er aus lauter Unruhe unsere Dienerschaft zu Tode plagen.

---

<sup>1)</sup> An Frau Winz 18. Dezember 1805 und an Vater Büel 26. November 1804.

Da muß ich denn immer den Schiedsrichter machen und der kleine Graf kommt oft zu kurz“.

Das Jahr 1805 brachte Büel viel Arbeit, Kummer und Verdruß. Als er mit Moritz Brown von einem Besuch in Karlsbad nach Wien zurückkehrte, sah das gräfliche Haus wie ausgeplündert aus; kein Spiegel, kein Schrank, kein Tisch, kein Stuhl, kurz nichts war mehr zu sehen und dazu kein Heller Geld im Hause. Der Graf hatte in einem Anfall von Irrsinn alles verschleudert und dazu die größten Tollheiten begangen. Büel wandte sich an den russischen Gesandten um Hülfe. Auf Befehl des Hofkriegsrates wurde Graf Brown in seinem eigenen Hause gefangen gehalten und von 2 Korporalen und 6 Grenadieren bewacht. Er wurde vom Gericht als Narr und als Verschwender erklärt, unter Kuratel gestellt und unter ärztlicher Aufsicht auf dem Lande untergebracht. Die Sorge um das Hauswesen wurde Büel übertragen. Obgleich Graf Brown nach einigen Monaten fast ganz geheilt war, blieb er doch unter steter Vormundschaft. In dieser Zeit wurde Büel die Stelle als Erzieher des Erbprinzen von Schwarzburg-Sondershausen angeboten; er schlug sie aus, weil ihm die steife Hofsitte an den kleinen deutschen Fürstenhöfen nicht gefiel. Um so auffallender ist es, daß Büel einige Monate später einen Anstellungsvertrag mit einer ungarischen Gräfin abschloß und die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes übernahm. Er verbrachte die Zeit vom Frühling bis November 1806 in Ungarn; allein das Klima, die Lebensart, die Leute, mit denen er verkehrte, gefielen ihm nicht; er kehrte krank nach Wien zurück und übernahm von neuem die Erziehung von Moritz Brown. Büel hatte im Sinne, im Auslande zu bleiben, bis er so viel erworben hätte, um in die Schweiz zurückzukehren und unabhängig, in Ruhe und ohne Amt leben zu können. Von diesem Bestreben erfüllt, scheint er im Jahre 1806 wenig zartfühlend gehandelt zu haben. Büel war, wie er am 26. Dezember 1806 an Frau Winz schreibt, mit einem Wesen verlobt, das er liebte und von welchem er innigst geliebt wurde, und das nach Aussage aller derjenigen, welche es kannten, das beste, treueste Geschöpf war und die

größte Hochachtung und Liebe verdiente. Büel löste das Verhältnis, „weil er keine sorgenfreie Zukunft voraussehe, und außerdem seine Gesundheit so gestört sei, daß er seine zukünftige Gattin unglücklich machen würde.“ In einem Anfall von Verzweiflung und Reue schreibt er: „Ich habe schon manchen Kummer in der Welt ausgestanden, aber das, was ich jetzt leide, ist doch das Härteste von allem“. Die Schilderung der Gefühle, die Ausdrücke der Reue im erwähnten Briefe Büels scheinen ziemlich übertrieben und die Gründe, die ihn bewogen, ein gegebenes Wort zurückzunehmen, wenig stichhaltig; es hat den Anschein, die Sorge um die Zukunft sei ausschlaggebend gewesen.

Büel blieb 14 Jahre im Brownschen Hause. Nach den Berichten, die Büel gelegentlich in die Schweiz sandte, schien er später über die Fortschritte seines Zöglings Moriz Brown nicht besonders erfreut zu sein. Gegen das Ende seiner erzieherischen Tätigkeit scheint er sogar an seinem Erfolg zu verzweifeln. Im Jahre 1815 machte er mit ihm eine Reise in die Schweiz; nachher beklagte er sich in scharfen Ausdrücken über das Benehmen des jungen Moriz während dieses Aufenthaltes.<sup>1)</sup> „Ich schreibe wieder von Wien aus, wo ich eigentlich nicht gerne bin und nie gerne war. Ach wie gern wäre ich länger in Zürich geblieben, aber ich hatte ja nie einen rechten Genuß, und wo ich hinkam, da war ich heimlich gehemmt und ärgerlich über den frivolen Geist meines Zöglings, der anstatt durch den höhern und ernsten Sinn, der meinen Landsleuten eigen ist, gehoben zu werden, noch tiefer sank und mit demselben in Widerspruch stand. Ich versichere Sie, mein lieber Heß, daß ich nie so schmerzlich die Verkehrtheiten meines Moriz fühlte als gerade in der Schweiz, und ich mußte fürchten, er werde endlich ganz zum Blödsinn herabsinken. Aller Geist und alle Wärme schien von ihm gewichen zu sein. Sprach er etwas, so wars eine Unvernunft, und wollte er etwas erzählen, so geschah es so verworren, daß man ihn kaum verstehen konnte. Wies ich

<sup>1)</sup> 31. Mai 1815 an Heß.



ihn mit Güte unter vier Augen zurecht, so wars an einen Stein gesprochen, und wenn ich etwas wollte, mußte ich wie ein Pascha befehlen. Gewisse Dinge, die mich tief fränkten und meine Gesundheit untergruben, will ich nicht berühren. Kurz, so wie ich auf der einen Seite durch Ihre und so vieler guter, edler Menschen Liebe erfreut wurde, ebenso tief wurde ich auf der andern Seite gekränkt und bis zur gänzlichen Mutlosigkeit herabgestimmt. Es blieb mir nichts übrig, als mit Moritz dahin zurückzukehren, woher ich gekommen war, ihn in Umgebungen zu bringen, aus welchen ich ihn mit soviel Mühe losriß. Hier ist er nun wieder ganz glücklich und gefällt sich ungemein wohl, und ich stehe in weniger genauer Berührung zu ihm, und unser Wiener Ton ebnet alles aus. Der arme, arme Junge! Wie hätte ich ihn so gerne gerettet, aber es war umsonst. Er hat durchaus keinen Sinn für Edles und Gutes. Nie erhebt er sich zu einem flüchtigen Wollen, nie zu einer bloßen Aeußerung, aus welcher man einige Hoffnung schöpfen könnte. Und wie lange wußte ich das! Wie lange hoffte ich, wie lange schrieb ich das äußern Umgebungen zu, was tief in der Organisation liegt! Nun bin ich freilich auf eine traurige Art in Zürich zur klaren Einsicht gelangt, aber es war eine Ueberzeugung, welche mich niederdrückte, und wenn ich nicht das Bewußtsein gehabt hätte, daß durch mich, während ich an Moritz fruchtlos arbeitete, andere junge Leute unter meiner Leitung zu vorzüglichen Menschen herangewachsen seien, so würde ich ganz trostlos geworden sein. Nun ist die Sache so. Ich empfinde mehr Mitleid als Unwillen über meinen Zögling. Meine Erklärung habe ich dem Grafen Brown mündlich wiederholt, daß ich wünsche, seinen Sohn bei einem andern, geschicktern Erzieher versorgt zu wissen, daß ich aber bis dorthin bleiben werde. Das muß ich um vieler Gründe willen.“ Einige Wochen später schreibt Büel: „Hier (in Wien) lebe ich wie ein Toter. Die Sticlust, in welcher ich lebe, ist mir beinahe unerträglich.“

Es ist selbstverständlich, daß Büel bei so mißlichen Umständen gern seine Tätigkeit im Brownschen Hause aufgegeben



hätte, allein er blieb dennoch bis zum Jahre 1817. Gegen das Ende seines Aufenthaltes in Wien veröffentlichte er noch gleichsam als Quintessenz der Lebensweisheit für seinen Zögling ein Büchlein betitelt: „Taschenbuch für Jünglinge höherer Stände“. Es enthält eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Männer über Religion, das Leben und die Menschen im allgemeinen und ist für Jünglinge bestimmt, die berufen sind, in der großen Welt zu leben.

Büels Abreise von Wien wurde noch durch einen Prozeß verzögert, den er gegen den Kurator des gräflichen Vermögens führen mußte, um seine Gehaltsansprüche durchzusetzen.

Während seines Aufenthaltes in Wien erwarb sich Büel große Verdienste um die dort lebenden jungen Schweizer. Brusch und Peter Sulzer, zwei junge Leute aus Wartau, förderte er durch Privatunterricht so, daß sie sich zu Geistlichen ausbilden konnten. Die Gemeinde Wartau ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und der Kanton St. Gallen schenkte ihm das Bürgerrecht.

#### 4. Rückkehr Büels in die Schweiz.

##### Seine Freundschaft mit J. H. Mayr in Arbon.

Am 18. Juni 1817 verließ Büel Wien und ging nach Zürich, wo er bei seinem Freunde Kirchenrat und Pfarrer S. Bögelin wohnte. Bald nachher machte er die Bekanntschaft Mayrs. Es hat den Anschein, als sei dieser im Leben Büels an die Stelle von Georg Müller in Schaffhausen getreten, der 1819 starb. Was wir über die Jugend und das Mannesalter Büels wissen, verdanken wir hauptsächlich der Korrespondenz mit Georg Müller, während über die Zeit von 1819—1830 die Briefe an Mayr die genaueste Auskunft geben. Nachdem Büel Mayrs „Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon“ gelesen hatte, wünschte er die Bekanntschaft des Verfassers zu machen, und er ersucht den 21. April 1818 Pfarrer J. J. Hottinger am Münster in Zürich, seinem Freund Mayr in Arbon zu melden, es werde ihn ein alter, dicker Hofrat

besuchen, der aber durchaus nichts Höfisches an sich habe, sondern ganz Schweizer sei. Büel besucht Manr, und bald sind die zwei so ganz verschiedenen Naturen die besten Freunde. Unmittelbar nach seinem Besuche schreibt Büel an David Heß in Zürich<sup>1)</sup>: „Manr hat etwas sehr Zartes und Bescheidenes in seinem Wesen, welches er mit Entschlossenheit und Mut verbindet und ich begreife recht gut, wie er überall hat durchkommen können.“ Aus einem spätern Briefe<sup>2)</sup> an den gleichen Freund erhalten wir folgenden Aufschluß über das Besitztum Manrs: „Die Bleiche in Arbon ist eine schöne Besitzung, aber sie liegt zu tief und zu flach und wird daher leicht überschwemmt und gesund kann es auch nicht sein. Manr ist ein halber Emir, und es umringen ihn andere, von ihm abhängige Leute. Er, der Herr, bewohnt die Bleiche, wo er tront mit einer ehrlichen, aber sehr unbeholfenen Magd; dann ist die Fabrik, wo Isler lebt. Dann ist der Hof und die Mühle, da findet man die Familie Egli von Wehikon, recht ordentliche Leute. Dann baut sich noch ein Herr Ober-teußer mit einer großen Familie in einem alten Hause an, der schon in allen Weltteilen herumgekommen ist. Noch liegt in geringer Entfernung ein Wirtshaus, das auch Manr gehört.“

Büel sagt in einem seiner Briefe: „Man lernt einander nie besser kennen als auf Reisen, und die nach einer gemachten Reise sich noch lieben, sind gewiß Freunde.“ Die neue Freundschaft bestand im Jahre 1819 die Probe glänzend. Unter der Leitung des erfahrenen Manr wollte Büel eine Reise bis Rom und Neapel machen und den Winter in Italien zubringen. Sie fuhren zusammen am 3. Oktober 1819 von Zürich über den Gotthard und den Langensee nach Mailand und weiter über Piacenza, Parma, Modena, Bologna, Imola, Fano nach Senigallia, einem Städtchen am adriatischen Meere. Dort nahm die mit so großen Hoffnungen begonnene Reise ein jähes Ende. Büel fühlte mit Blitzesschnelle einen schrecklichen Schmerz, der so zunahm, daß er laut schreien und

<sup>1)</sup> 19. Mai 1818.

<sup>2)</sup> 24. Juni 1822.

jammern mußte. Er hielt es für Leberkolik und glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Mayr pflegte ihn mit der größten Treue, Aufopferung und Herzlichkeit und begleitete Büel bis Mailand zurück.<sup>1)</sup> Aber die Beschwerden der Reise, das Leiden, der Mangel an Schlaf und Appetit, der Abscheu vor den verdorbenen Menschen in Italien, und die Angst, er werde Mailand nicht mehr erreichen, oder nicht mehr über die schneebedeckten Alpen zu den Freunden nach Zürich zurückkehren können, versetzte Büel in einen jammervollen Zustand. Nachdem er sich in Mailand etwas erholt hatte, trat er in Begleitung von zwei ihm bekannten Kaufleuten Gysi und Trümpler, die er dort zufällig traf, den 18. November die Heimreise über den Simplon an, da der großen Schneemassen wegen der Weg über den Gotthard nicht ratsam war.

Unter diesen Umständen konnte Mayr seinen Plan, den Winter im Süden zuzubringen, doch ausführen. Mit wehmütigen Gefühlen und den Beteuerungen der innigsten Freundschaft trennten sich die Beiden. Büel schreibt am 7. November an D. Heß: „Um 1 Uhr gehe ich zu Mayr, der morgen nach Pavia und Genua reisen will; um 5 Uhr gehe ich nochmals zu ihm. Wir ergossen uns in gegenseitiger Freundschaft, und beiden lag die Trennung schwer auf dem Herzen. Endlich mußte es doch gegen 7 Uhr geschieden sein, und wir umarmten uns weinend. Ach, wie gut und edel ist er, und wieviel habe ich ihm zu danken!“ Es ergibt sich aus dem Briefwechsel, daß gerade in der Zeit des Mailänder Aufenthaltes Büel auf den damals verbitterten, an der Menschheit verzweifelnden Mayr einen heilsamen Einfluß ausgeübt hat. Am 4. November 1819 schreibt er ihm zur Aufmunterung: „Hier, Freund, habe ich Ihnen in der möglichsten Kürze alles gesagt, was ich mir selbst zu meiner Belehrung und Stärkung sage. Auf diesem Wege ist für Sie und für mich der wahre Friede zu finden. Nicht rückwärts, sondern vorwärts sollen wir blicken, wo am Ziele die Friedenspalme winkt. Gott im Herzen, Gott im Munde, Gott in unserem ganzen Tun

<sup>1)</sup> Vgl. Briefe an D. Heß vom 9. Oktober und 2. Nov. 1819.

und die Seelenruhe kann uns nimmermehr fehlen. Dunkle Stunden, bittere Erfahrungen können nicht ausbleiben im Lande der Unvollkommenheit, aber wer Gott fürchtet und liebt, trägt ruhig, was er auferlegt.“

Die Schilderung der Fahrt über den Simplon gibt uns ein anschauliches Bild der Gefahren, denen damals die zahlreichen Reisenden über unsere Alpenpässe im Winter ausgesetzt waren. Büel schreibt den 1. Januar 1820 an Mayr<sup>1)</sup>: „In Iselle wurden wir auf Schlitten gepackt. Der Schnee war frisch gefallen, sehr weich, und das Fahren ging elend. Die Straße war durch herabgefallene Lawinen schmal geworden. An einem fürchterlichen Abgrund wurden wir umgeworfen, und wenn nicht unser Wagenkasten sich auf einen der an der Seite der Straße aufgestellten Granitsteine gesenkt hätte und dadurch aufgestützt worden wäre, würden wir auf eine jämmerliche Art in die fürchterliche Tiefe hinabgestürzt sein. Diese Gefahr war kaum überstanden, so kamen wir in eine andere. Die Schneelawinen hatten den Weg so verschüttet, daß wir schlechterdings nicht weiter kommen konnten, und wir nichts anderes vor uns sahen, als die Nacht im Schnee zubringen zu müssen. Da erschien, wie vom Himmel gesendet, eine ganze Karawane Bauern mit Schneeschaufeln, ein Wagen, mehrere Schlitten, ein Engländer mit zwei Damen. Diese kamen vom Dorfe Simpeln her, wohin wir wollten und bahnten so den Weg. Der Wirt von Simpeln, der den Zug führte, ein trefflicher Mann, gab uns sechs Bauern und diese führten uns nach Simpeln, wo wir ein gutes Quartier, den ersten Bretterboden, den ersten Ofen und eine ganz schweizerische Einrichtung fanden. Das war sehr wohlthätig, aber wir mußten 1½ Tage bleiben, und dann ging die Not von neuem an. Wir mußten erst noch weiter in die Höhe, im tieffsten Schnee, wo wir alle Augenblicke einsanken und volle 6 Stunden brauchten, um 2 Stunden weit zu kommen. Wir entschlossen uns, noch bis Berisal

---

<sup>1)</sup> Teilweise nach dem Reisebericht im Büelschen Archiv in Stein.



hinabzufahren. Aber großer Gott, welch schrecklichen Tag hatten wir wieder vor uns, den schrecklichsten der ganzen Reise! Ein schmaler Schneepfad über diesen Abgründen, wo auch keine Barriere, kein Stein, nichts den Sturz des Wagens gehindert hätte. Ueber uns eine steile Bergwand, von welcher alle Augenblicke Schneelawinen herabstürzten und uns in den Abgrund zu reißen drohten. Ich konnte mich so wenig wie meine Reisegefährten zum Fahren entschließen. Wir gingen, aber einmal über das andere sank ich bis über die Knie in den weichen Schnee. Ich hatte auf mein Leben gänzlich resigniert. Doch kamen wir endlich in eine sogenannte Refuge, wo wir ein Feuer und Essen fanden, aber wo der Wind mir die ganze Nacht über den Kopf strich, daß ich nicht einen Augenblick schlafen konnte. Am folgenden Tag fuhren wir nach Brig hinab, und so hatten wir (in  $3\frac{1}{2}$  Tagen) den Simplon passiert. Die Simplonstrasse ist ein Bild von Napoleons Charakter und Schicksalen. Groß, kühn, verwegen, der Natur trogend, im Kampf mit ihr, aber unvermeidlich dem Ruin und dem Sturz ausgesetzt — das war mein Urtheil und der gelehrte Geologe Linth Escher bestätigte es. Napoleon verging; die Simplonstrasse wird vergehen, denn die Kräfte der Walliser sind zu schwach für den Unterhalt dieses Riesenwerkes.“

Ueber Freiburg, wo Büel den Abbé Girard besucht, reist er nach Bern, um in Zürich am 3. Dezember seine verunglückte Staliensfahrt zu beschließen und da seinen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen.

Es ist sonderbar, daß Büel mit seinem körperlichen Leiden die Strapazen der Heimreise aushielt, daß er es überhaupt wagte, den gefährlichen Rückweg über die Alpen zur Winterszeit anzutreten, anstatt mit Mayr in Italien zu bleiben und dort Erholung zu suchen. Die Erklärung liegt wohl einzig in der gedrückten Stimmung Büels. Der Ausbruch der Krankheit war so akut gewesen, hatte ihm eine so entsetzliche Angst eingeflößt, er könnte fern von der Heimat sterben, daß nichts ihn länger in Italien zurückhalten konnte, und er lieber allen Gefahren trogen wollte, um, wenn es



sein sollte, wenigstens inmitten seiner Freunde in Zürich sein Leben zu beschließen.

Büel spricht oft von seinem behaglichen Leben in Zürich. Späthhaft schreibt er an Maier<sup>1)</sup>: „Da ich von Natur aus ein guter Hans bin und weder Ehre noch Reichtum, noch fremden Genuß erstrebe, so läßt man mich ruhig gehen, ja viele Leute sind noch so gefällig, mir gut zu sein und mir das Leben angenehm zu machen“. Das sorgenlose Leben, der rege Verkehr mit seinen zahlreichen Freunden, die Liebe und Anhänglichkeit der Familie Bögelin fesselten ihn so an Zürich, daß er den Plan, auf dem Lande, besonders an einem See zu wohnen, aufgab, obschon er sich immer mehr zur Einsamkeit und zum ungestörten Genuß der schönen Natur hingezogen fühlte. Er gedachte gelegentlich sich wieder zu verheiraten, allein auch dieser Plan blieb unausgeführt. In seine Vaterstadt Stein wollte er nicht zurückkehren, weil ihm die meisten Leute mit Ausnahme einiger Verwandten fremd geworden waren. Damals war Stein, wie Büel schreibt<sup>2)</sup>, nicht im Aufblühen und eine gründliche Aenderung in vielen Hinsichten wäre sehr zu wünschen, aber es sei schwer einer ganzen Bürgerschaft einen andern Gang zu verschaffen. „Man hängt so gern am Alten und wo keine Aufmunterung, kein Wett-eifer ist, da bleibt alles stocken und stecken“. Die Bürger schienen ihm so heterogene Naturen, und in ihre Lebensweise könnte er sich nicht mehr fügen, es wäre ihm unmöglich, mit ihnen zu leben.

In einem Briefe an D. Heß (6. August 1822) gibt er eine anschauliche Schilderung der Lebensweise der damaligen Bürgerschaft: „Meine Mitbürger führen ein recht behagliches Leben. Wenige sind reich, aber auch wenige arm. Sie verdienen, was sie brauchen, und leben sehr behaglich. Beinahe jeden Tag wissen sie, wo sie den Abend miteinander zubringen wollen. Den einen Abend gehen sie auf den Schießstand, den andern auf die Bleiche, den dritten nach Wagenhausen u.;

<sup>1)</sup> 6. August 1819.

<sup>2)</sup> 14. Juli 1822.

da wird gefegelt oder gefurzweilt, d. h. ein Spiel gemacht, meistens nur ein Glas Wein getrunken und die Angelegenheit von Europa in Ordnung gebracht; vorzüglich sind die Griechen das tägliche Gespräch. Einer unserer Mitbürger ist im Begriffe sich der Sache der Freiheit zu widmen und nach Griechenland zu reisen. Außer den Weltbegebenheiten wird das besprochen, was den Kanton und die Vaterstadt angeht und endlich die Haushaltungsgeschäfte. Trunken wird man selten einen sehen, aber ein Spiglein kommt öfters vor und mit diesem witzige Einfälle. Vor Jahren stieß ich immer an gegen das Tun meiner Mitbürger und war nicht selten bitter in meinen Aeußerungen über ihr schildbürgerliches Treiben; ich könnte auch jetzt nicht auf die Länge mit ihnen verkehren; aber ich werde nicht mehr ärgerlich und lasse gutmütig und ohne beißenden Tadel alles gehen, und wo ich kann, bin ich sogar ihrer Meinung und lobe sie“.

Seine Verwandten in Stein schildert er folgendermaßen<sup>1)</sup>: „Ich habe unter meinen Steiner Verwandten nur zwei Männer, die ich von Herzen schätzen und lieben kann; der eine ist Herr Sulger, der mein ganzes Vermögen verwaltet, und den ich bei der größten Aufmerksamkeit nicht anders als sehr redlich finden kann. Er ist ein Mann von Wort. Was er sagt, das tut er auch. Er erzieht seine Kinder, deren er 10 hat, mit Ehre, und es ist ihm nichts zu wünschen als Gesundheit, die ihm besonders im Winter gar zu sehr mangelt und oft mit dem schlimmsten, dem Tode, droht. Der andere ist eben der Winz (im Raben). Diesen habe ich von zarter Kindheit an unter meine Protektion genommen und ihn unter derselben behalten, wozu seine brave Mutter viel beigetragen hat. Wie gesagt, es ist ein ehrlicher Mann, und als solcher verdient er alle Achtung. Sulger und Winz lieben einander treu und gehen immer miteinander, unterstützen einander, und das macht mir große Freude und Hoffnung, daß sie beide wohl fahren werden.

Sie müssen es mir verzeihen, daß ich so gern von meinen Bettern spreche. Sie sind die einzigen, von denen ich sprechen

<sup>1)</sup> 5. Dez. 1827 und 21. März 1828.

kann; die übrigen sind auch Leut, die rechtschaffen sind, die aber zum Umgang wenig taugen. Denken Sie das Unglück. Ein Bruder<sup>1)</sup> und 3 Söhne sind so, daß ich mich ihrer nicht freuen kann. Vier Männer kann ich für nichts rechnen; über die 3 Söhne kann ich mich nicht wundern; die konnten bei der elenden Erziehung, welche sie bekamen, nichts Rechtes werden; aber wie der Bruder so aus der Art schlug und von Jugend auf ein ganz anderer Mensch wurde, obschon er die gleiche Erziehung hatte wie ich. So aber war er von Jugend auf ganz das Gegenteil. O Gott, ich will nicht an sein voriges Leben denken! Jetzt ist er aus Eigennutz ein wenig vorsichtiger im Reden und Tun, aber sein Herz ist wahrscheinlich um nichts gebessert. Ich tue ihm vor den Leuten seine Ehre an, und unterhalte den äußern Frieden mit ihm, aber wie er seine Eltern behandelte, das kann ich ihm nicht verzeihen". Am 28. März 1822 nennt Büel einen seiner Neffen einen wahren Hallunken und Schurken, von dem man alles Böse zu besorgen hat. „Was er bei seiner Heirat von mir und andern bekam, das brachte er lustig durch; dann wollte er neue Unterstützung, und als man ihm diese abschlug, betrügt er auf grobe Weise, und so wird er der Obrigkeit in die Hände fallen. Ach, mein Freund, das Uebel hat er schon von seinem unglücklichen Vater, der mein Bruder ist, dessen Verkehrtheit ihm tausend Verdruß machte."

Die Ersparnisse während des Aufenthaltes in Wien und die Besoldung als gothaischer Hofbibliothekar, die später (1827) in eine Pension umgewandelt wurde, gestatteten Büel, ein sorgenfreies Leben zu führen. In seiner Jugend und noch während seiner Lehrtätigkeit in Hemishofen war er gegen Glücksgüter gleichgültig gewesen, später hat er den Wert des Geldes schätzen gelernt, sehr einfach gelebt und zurückgelegt, was er entbehren konnte und sich so ein ziemliches Vermögen

---

1) In Wien hatte er diesen Bruder und besonders dessen Kinder unterstützt; als er aber die Verschwendung zu arg trieb und sich roh und undankbar benahm, sah Joh. Büel sich veranlaßt gerichtlich gegen ihn vorzugehen.

erspart. Büels Leben verfloß im letzten Jahrzehnt ziemlich gleichmäßig. Den Winter brachte er in Zürich zu, im Sommer machte er ziemlich regelmäßig Besuche bei Dr. Nepf in St. Gallen und H. Mayr in Arbon; dann ging er in die Pension von Jungfrau Meier auf dem Hertler bei Tägerwilen, von da zu seiner liebsten Verwandten, Frau Winz im Raben in Stein<sup>1)</sup> und schließlich über Schaffhausen nach Zürich zurück. In die Zwischenzeit fallen Besuche bei der Familie Peter im Brühl bei Winterthur, bei seinem Schulkameraden Landammann Morell in Frauenfeld, dem befreundeten Schultheiß von Mülinen in Bern, später in Thun und die Sommeraufenthalte im Linthal und Weißbad. Im Jahr 1821 ging er noch einmal nach Wien und 1824 war er bei Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen in Meersburg, zu Besuch.

In die Reisebeschreibungen, die Büel an Mayr sandte, sind manchmal interessante Urteile über Land und Leute eingeflochten. So schreibt er (30. August 1820) während seines Aufenthalts in Linthal über die damaligen Zustände im Kanton Glarus: „Durch vielerlei Umstände ist es dahin gekommen, daß man im ganzen (in Glarus) nur Arme und Reiche und nur wenige vom Mittelstand findet. Der Arme ist Wildheuer, der mit Gefahr und saurer Mühe ein bißchen Heu an den steilsten Abhängen sammelt, wo keine Kuh hingelangen kann, und die Frau unten im Thal spinnt jetzt Floretseide und Baumwoll-Abgang von den Spinnmaschinen.

---

<sup>1)</sup> Frau Winz im „Raben“ (geb. 1757) wurde von Büels Mutter erzogen; sie heiratete Büels Onkel, (sie war dessen dritte Frau) führte den Haushalt ausgezeichnet und hatte das besuchteste Wirtshaus in Stein. Ihr Mann starb 1800; sie führte die Wirtschaft weiter. 1806 brannte das Haus zum „Raben“ zur Hälfte ab. Ihre Tochter heiratete 1808 den Baron Ratorp aus Wien. Nachher übernahm der älteste Sohn die Wirtschaft, und Frau Winz lebte dann ganz allein im hintern Teil des Hauses. Sie lehrte und bildete dann ihre zwei Enkel und war täglich nützlich durch ihren Rat. (Aus dem Brief an D. Heß vom 19. Juli 1822). Büel unterhielt mit ihr einen regen Briefwechsel, nannte sie seine erste und beste Freundin und fragte sie bei allen Entschlüssen um Rat.



Man sieht unter dieser Klasse viele zerlumppte Menschen. Wenn ich aber ihre Kleider und Hemden recht betrachtete, so sah ich nirgends keine Stücke oder „Bläze“, wie wir Schweizer sagen und ich schloß daraus, daß sie sich die Mühe des Glückens gar nicht geben mögen, sondern das Kleidungsstück, wie es sich täglich durch Risse und Löcher bildet, am Leibe tragen, bis es endlich abfällt. Das ist der traurige Zustand der großen Armut, wo das Gefühl der Schande ausstirbt, und der Mensch unter das Tier zurückfällt. Die Kost dieser Armen ist Kaffee aus Cichorien und Erdäpfel dazu. Viele haben, so wohlfeil es ist, gar kein Brod. Den reichen Glarner, der sich durch die ganze Welt zerstreut und Geld erwirbt, den kennen Sie schon. Er hat, sein Beruf bringt es mit sich, etwas Jüdisches, und er kann nicht lassen, wo er immer nur kann, durch listige Streiche einige Groschen über das, was ihm gehört, zuzueignen. Das ist mir sehr zuwider.“ Günstiger ist von Büel der Charakter der Berner geschildert: „Die Berner sind ganz und gar nicht die Menschen, für welche man sie gewöhnlich hält. Sie sind kurz an Worten, wenig zeremoniös und ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort, so heißt es bei ihnen. Sie sind in ihren Sitten so einfach, daß man Mühe hat, an diese Einfachheit zu glauben, und man würde immer gern noch etwas zeremoniöses dazu sagen. Man muß sich im Anfang immer fragen, ob es wirklich so gemeint sei oder nicht, ob es anders gelte.“

Zum Schluß dieses Abschnittes mag hier noch eine Schilderung des Thurgaus und besonders der Stadt Frauenfeld folgen. Im Mai 1821 war Büel zu Besuch bei Landammann Morell, mit welchem er die Jahre der frühesten Jugend zugebracht hatte, dessen Mitschüler und Spielgenosse er in Stein gewesen war, und mit dem er als Jüngling einige Jahre im Pfarrhaus Andelfingen gemeinsam verlebt hatte. Morell empfing den Jugendfreund, von dem er durch die Zeitumstände und durch die lange Abwesenheit im Ausland getrennt gewesen war, mit der größten Herzlichkeit und beide verbrachten in der Erinnerung an manche Ereignisse aus der Jugendzeit einige genüßreiche Abende. Ueber

seinen Aufenthalt schreibt er:<sup>1)</sup> „Der Thurgau ist doch ein sehr schönes Land, und er hat so etwas gefälliges, gartenartiges, und die Leute sind ebenfalls von einem etwas leichten Styl, und man genießt das Leben froher und zwangloser.<sup>2)</sup> ... Frauenfeld ist ein kleiner, sehr stiller, dabei aber sehr reinlicher und wohlgebafter Ort. Die Häuser sind helle und gut eingerichtet und neu, da die Frauenfelder den Verstand hatten, das alte Städtlein im Jahre 1771 und in den 80er Jahren (eigentlich 1778) beinahe ganz abzubrennen. Jetzt haben sie neue, helle Häuser und man wohnt da um ein Spottgeld. So bezahlt der Landammann Morell um den ersten Stock seines Hauses<sup>3)</sup> 12 Louisdor Miete und wohnt wie ein Fürst geräumig und schön, daß mich ein wahrer Jammer ankam, wenn ich an meine Wohnung dachte. Sehr hübsch ist die Gegend auch, und ich lernte einen ungemein lieblichen Spaziergang kennen, der mich ungemein angezogen hat. Man ist darauf wie außer der bewohnten Welt, und alle Umgebungen sind so malerisch und heimlich. Unglücklicherweise lernte ich ihn erst am letzten Tage kennen und konnte den Pfad nicht bis ans Ende wandern, wo eine Mühle sein soll. Man wandert unten an einem Kapuzinerkloster vorbei, welches wie Konstantinopel besser von außen als inwendig sich sehen läßt und kommt dann zu einem interessanten Wasserfall, der sich wunderfame Einschnitte und Höhlungen in einem Tuffsteinfelsen bildete . . . . Ich lebe hier in Frauenfeld so still und ruhig, wie in einem Kloster, ja ich möchte glauben, die hier lebenden Patres Kapuziner leben zerstreuter, als ich im Hause des Landammanns. Es ist ungemein stille in diesem Städtchen, das die Würde der Kantonshauptstadt hat. Mauern, Graben und Tore gibt es hier keine, und die drei parallel laufenden Straßen, die einzigen, die es hat, sind breit und helle und

1) 26. Mai 1821, 22. Mai 1822 und 5. Mai 1823 an D. Hef.

2) Ähnlich sagt er in einem Briefe vom 12. Juni 1824 an Frau Salomea Hef-Bischer: „Es ist eine eigene Art um die Thurgauer; sie sind im guten Sinne leichtsinnig und fröhlich, und es läßt sich angenehm mit ihnen leben.

3) Das Haus zur „Geduld“, das ehemalige Bernerhaus.

das Pflaster sehr gut und die Häuser beinahe alle neu. Aus meinem Fenster sehe ich durch eine Hauptstraße hinab und sehr oft eine halbe Stunde lang keinen Menschen als etwa einen Landjäger, einen Bettelvogt, einen Sekretär oder einen Bauern, der eine Rechtsfrage verfechten will. Alles hält sich in den Häusern auf und wartet da wahrscheinlich seines Berufes. Die Leute sind gut gekleidet und sehen gesund aus; auch fehlt es nicht an Handwerkern, welche ihren Beruf sehr gut verstehen. Wer der Welt müde ist und einen verborgenen Winkel sucht, der gehe nach Frauenfeld, lebe mit den dasigen Bürgern im Frieden und enthalte sich von ihrem gesellschaftlichen Umgange, der im Essen und Trinken und etwas Spielen und etwas Politisiren besteht, an Gehalt ungefähr wie überall. Soviel ich merke, sind hier kaum drei Häuser, wo man zuweilen einen Besuch machen könnte. Landammann Morell ist hier der Erste und Gebildetste; er ist mit Arbeiten überladen und lebt außer seinen Geschäften sehr einsam. Regierungsrat Freymuth, ein Arzt, ist ein trefflicher, geistreicher, regsamer Mann, den ich sehr wohl leiden mag. Er ist überall zu Hause und hat manigfache Kenntnisse, und bei ihm gibt es keine langen und langweiligen Vorreden, sondern er geht sogleich zur Sache und läßt rechts und links alles fallen, was nicht wesentlich ist. Um die Finanzen und den Straßenbau macht er sich sehr verdient. Der Kantonsbürger im Thurgau bezahlt weniger als der in St. Gallen, und wenn schon der Thurgau keine öffentlichen Fonds hat, so wird er dieselben gewiß bekommen, wenn man so fortfahren wird, wie man anfang. Morell, Anderwert und Freymuth sind drei ehrenwerte Männer, welchen ihr Kanton vieles schuldig ist. Ich habe sehr Lust, mich mit dem Zustand des Kantons noch mehr bekannt zu machen und an Gelegenheit dazu wird es mir nicht fehlen. Das bemerke ich schon, daß es hier wie anderswo sehr menschlich zugeht, aber es ist doch um sehr vieles besser, als es einst unter der verworfenen alten Regierung war, und die Prozessiersucht, die schändliche, hat sich sehr verloren. Der Thurgauer hat viel Sinn für das Gute und ergreift es gern. Es scheint im ganzen ein

fröhlicherer, gewandterer und hellerer Menschenschlag zu sein als der Bauer im Kanton Zürich, und sein Birnenmost macht ihn weniger finster, schadenfroh und tückisch als den Zürcher sein saurer Wein. Aber ich will dich wieder nach Frauenfeld führen und dir etwas zur Verteidigung dieses Kapitalstädtchens sagen: Es ist wohl da still, aber die Leute versauern nicht, sondern sind alle brav beschäftigt. Es sind, wie ich merke, sehr wenige reich zu nennen, und auch diese sind tätig; die andern müssen ums tägliche Brot arbeiten, und auch die Herren von der Regierung, die besser bezahlt sind als in Zürich, haben vollauf zu tun.

Im Ganzen soll es hier in Prozeß- und Gerichtssachen weit besser geworden sein als es ehemals war, und es gibt über  $\frac{3}{4}$  weniger Prozesse als unter der landvögtlichen Regierung und den Versammlungen der Syndikate, wo die größte Bestechlichkeit herrschte, und die Prozesse und Vergehungen künstlich angepflanzt und aller Moralität und Rechtlichkeit Hohn gesprochen wurde. Gewiß ist es viel, viel besser im Thurgau als es einst war und es könnte leicht viel besser werden, wenn alle Regierungsmitglieder mit dem Verstand, der Entschlossenheit und Rechtlichkeit handeln würden wie mein Jugendfreund Morell. Immer finde ich Stoff ihn hoch zu schätzen und hoch zu achten. Seine Menschlichkeit kenne ich von frühern Jahren her; aber er hat einen edlen Sinn, und sein Streben geht immer auf das Bessere. Er spricht mit mir als einem Jugendfreund sehr offen, und wenn er mit mir von seinen Erfahrungen spricht, so bemerke ich, wie tief ihn alles kränkt, was Einseitigkeit, Dummheit und Schlechtigkeit seinen guten Absichten entgegenstellen und dem Vorwärtsschreiten zum Bessern nachteilig sind. Indessen gelingt es ihm doch, viel Gutes zu pflanzen, und er macht sich große Verdienste um seinen Kanton. Schade, daß auch hier die Priester der Religion und der Staatsverwaltung nicht immer von dem einen Geist beseelt sind, durch den das Gute gefördert wird.“

Als Büel im Sommer 1825 bei Dr. Nepeli in St. Gallen auf Besuch war, bekam er einen Schlaganfall, von dem er sich nie mehr ganz erholte; besonders plagt er über Gedächtnis-



schwäche, Uebelhörigkeit und melancholische Gemütsstimmung. Zunehmende Altersbeschwerden bewogen ihn im Jahre 1829 von Zürich nach Stein zu der Familie Sulger überzusiedeln, um in der Nähe seiner Verwandten sein Leben zu beschließen. — Die letzten Monate verbrachte er bei der Familie Peter vor dem untern Thor. Sein Wunsch in Hemishofen zu wohnen, ging in Folge eines Unfalls nicht mehr in Erfüllung. Er stürzte während eines Schwindelanfalles eine steinerne Treppe hinunter und blieb wie leblos liegen. Die ganze linke Seite war verletzt, und er mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Im letzten Lebensjahre war Büel oft nicht mehr im Stande, seine Gedanken klar auszudrücken; hingegen lebte er gleichsam wieder auf, wenn seine besten Freunde, Bögelin oder Mayr ihn besuchten. Letzterer erhielt Ende September 1830 den letzten Brief Büels, in welchem dieser den Wunsch ausdrückt, Mayr möchte ihn noch einmal besuchen. Schlechtes Wetter und Unwohlsein verzögerten die Abreise Mayrs, und als er am 6. Oktober 1830 in Stein eintraf, war Büel bereits bewußtlos und ging der Auflösung entgegen. Mayr, der den Anblick eines Sterbenden nicht ertragen konnte und auch an keinem Leichenbegängnis teilnahm, reiste sofort wieder ab und erhielt am folgenden Tage in Stedborn die Nachricht vom Tode seines Freundes.

Büels letztwillige Verfügungen sind ein schönes Zeugnis seiner edlen Gesinnung. Er legte den Grundstock zu einem Schulfonds der Stadt Stein durch ein Vermächtnis von 2000 Gulden, deren Zinse 50 Jahre lang zum Kapital geschlagen werden sollten. Er bedachte auch die wohltätigen Anstalten und die Schulen von Hemishofen; ferner bestimmte er 21,000 Fl. für seine nächsten Verwandten und 20,000 Fl. für einen Büelschen Familienfonds, der jetzt noch besteht und durch welchen für die Ausbildung der Knaben der Familien Winz, Sulger und Büel gesorgt werden soll.

Der Stifter verordnete, daß jährlich bei der Rechnungsabnahme ein Familienmahl gehalten werde, bei welcher das Originaldokument der Stiftung verlesen, sein Bild im Versammlungszimmer aufgehängt und das erste Glas auf sein

Andenken und auf das Wohl der Familie getrunken werde. Die nutzungsberechtigten Familienglieder sind verpflichtet, ihrem Geschlechtsnamen den Namen Büel beizufügen.

Es mag noch mit einigen Worten die Stellung Büels zu Pestalozzi erwähnt werden. Büels Bücher sind alle aus der eigenen Erfahrung herausgewachsen, der Einfluß Pestalozzis läßt sich wohl nicht nachweisen. Sie behandeln mehr die äußere Einrichtung der Schule, das Verhältnis des Lehrers zum Schüler und weniger die Methodik einzelner Fächer. In Büels Briefen wird Pestalozzi selten erwähnt; er scheint in den vornehmen Kreisen Wiens und auch später im Umgang mit D. Heß zu konservativ geworden zu sein, um Pestalozzis Bestrebungen richtig würdigen zu können. Er sagt sogar von einem Kaufmann, der mit gewaltigen Schulden in Konkurs geriet, er sei ein Kaufmannsgenie wie Pestalozzi ein Erziehungsgenie<sup>1)</sup>. Später jedoch urteilt er günstiger: „Pestalozzi ist ein Imaginationsmensch edler Art, und es ist ihm wohl zu gönnen, daß er in seinem etlich und siebenzigsten Jahr endlich sich glücklich fühlt. Er ist ein genialer Denker, aber ich kann mich mit seinen Schriften nicht so ganz befreunden. Ehre macht es ihm, daß er von Niederer mit Schonung spricht. Niederer sollte diesem Beispiel folgen.“<sup>2)</sup>

Wir glauben heute in einer Zeit zu leben, in welcher die Besprechung pädagogischer Tagesfragen wie nie zuvor im Vordergrund stehe, und mancher glaubt, eine neue Weisheit entdeckt zu haben, während er doch nur wiederholt, was längst gesagt worden ist. Wenn wir folgende Stelle aus einem Briefe Büels lesen, so erfahren wir, daß es vor fast 100 Jahren gerade so war, wie heute. Er schreibt am 10. Januar 1816 an D. Heß: „Ich hätte dich so gern mit Pestalozzi disputieren gehört. Denn es waren zwei wackere Fechter. Uebrigens halte ich es für ein goldenes Wort, was du sagst: „Unter uns gesagt, glaube ich, daß der heilige pädagogische Eifer so vieler guter Menschen eine Krankheit sei, deren Resultate mir höchst zweifelhaft vorkommen.“ Darüber habe ich schon lange

<sup>1)</sup> 28. Mai 1819 an Heß.

<sup>2)</sup> 27. Juni 1820 an Heß.

so gedacht und mich durch häufige Erfahrung davon überzeugt. Die Pädagogen greifen so stark zu und bearbeiten das jugendliche Gemüt wie eine Tonmasse, welche sie nach Belieben modeln zu können glauben. Sie modeln und schnitzeln weit zuversichtlicher darauf zu, als der unwissende Quacksalber seine Mixturen und Pflaster verkauft. Es ist eine höchst nützliche und wichtige Sache um die Erziehungskunst, aber sie ist auch zuweilen fruchtlos und sogar schädlich. Wenn nur die Menschen sich beschränken und ein vernünftig Maß zu halten wüßten! Der Erzieher ist nicht Herr, sondern nur Priester in seinem Fach. Er kann raten, nachhelfen, mäßigen, aber im innersten Heiligtum, in der Seele, wohin kein Erzieher dringt, wird der Mensch eigentlich gebildet und es gilt auch hier das Sprichwort: „Was nicht drinnen ist, kommt auch nicht heraus.“ Man kann sich auf eine doppelte Art in der Erziehungskunst versündigen, wenn man auf der einen Seite zu viel, auf der andern aber zu wenig von ihr erwartet . . . . Ich muß immer wiederholen, die Erziehungskunst hat ihren großen Wert, aber man erwarte nicht das meiste, noch viel weniger alles von ihr und ich bin für mich fest überzeugt, daß die natürlichste, einfachste Erziehung die beste ist, sowie alle künstliche, raffinierte die schlechte ist. Das Geschrei und Gelärm und Schreiben über die Erziehungskunst wird auch wieder aufhören, wie es angefangen hat; es hat alles seine Zeit. Unterdessen ist nicht zu leugnen, daß viel Gutes in dieser Sache getan worden ist; dieses wird bleiben und das Uebertriebene und Unstatthafte wird die Zeit, die so viele ihrer Kinder frißt, verzehren.“

Der Briefwechsel zwischen Mayr und Büel liefert uns ein schönes Bild einer langjährigen, ungetrübten Freundschaft. Büel war jedenfalls Mayr an Bildung bedeutend überlegen, und er übte unbedingt mit seiner ruhigen, fast phlegmatischen Art einen guten Einfluß aus auf den unruhigen, lebhaften, aufbrausenden Mayr. Dieser pflegte viel über religiöse Fragen nachzudenken, und Büel war als Theologe der richtige Mann, Zweifel zu beseitigen, Mayr zu beruhigen und in seinem Glauben zu bestärken. Wie richtig Büel seinen Freund beurteilt, ergibt

sich aus folgender Stelle eines Briefes<sup>1)</sup>: „Auch ich habe durch Menschen viel gelitten und jeder zart Fühlende und zart Handelnde ist in diesem Falle. Daß Ihnen aber soviel dieser Art begegnet, was Ihnen nicht begegnen sollte, und was Sie in der That auch nicht verdienen, daß es Ihnen begegne, und warum Sie dann von gemeinern und rohern, die Zartheit und Vortrefflichkeit Ihres Wesens nicht einsehen, nicht schätzen könnenden Menschen mißkannt werden, dazu mag Temperamentsache — die wir uns selbst nicht geben — Ihre Reizbarkeit und das Auffahrende in Ihrem Wesen Schuld sein. Gegen mich waren Sie immer der nur gar zu zarte, liebende, treffliche Freund, den ich mir weder besser denken noch wünschen könnte, und ich dachte schon vielmals bei mir selbst, wenn auch Maier über irgend etwas böse auf mich werden könnte, er sollte gewiß bald wieder gut mit mir werden. Ich würde an zwei Tribunale bei ihm appellieren; an seinen Verstand und an sein Herz, aber er müßte zuerst ruhig werden, und dann sollte der Prozeß anfangen. Sie wissen gewiß schon aus Ihren Erfahrungen, daß Ihre Reizbarkeit Sie zu Ueber-eilungen im Schreiben, Reden und Handeln verleitet. Die Folge davon ist immer, daß man Unrecht tut und Unrecht behält, besonders verliert man mit gewöhnlichen Alltagsmenschen und mit pfiffigen Köpfen.“ Wie schön und richtig Büchel das Wesen der wahren Freundschaft auffaßt, ersehen wir aus verschiedenen Briefen an Maier<sup>2)</sup>: „Der Freund redet und schreibt, wie es in seinem Herzen tönt, allein er will nicht gebieten, nicht dem Freunde etwas vorschreiben, sondern ihn sich selbst, seinem eigenen Urtheile, seinem Takte überlassen, daß er tue, was er für recht halte.“ „Treu raten immer, aber nie befehlen wollen, sondern die Freiheit des andern aufs sorgfältigste schonen.“ „Freiheit über täglich Brot, das ist die rechte Maxime. Machen Sie, was Sie wollen, Sie sind Ihr eigener Herr. Daß ich Sie aber liebe, daß ich treu und offen mit Ihnen spreche, diese Freiheit lassen Sie mir auch. Nur bitte ich Sie, teilen Sie mir alles mit, was Sie

1) An Maier 29. März 1824.

2) 14. Januar 1824 und 22. Nov. 1820, 30. August 1820.



tun und tun wollen. Es ist ein Herzensbedürfnis für mich, mit Ihnen immer in vertrauter Verbindung zu stehen und Freude und Leid, Hoffnung und Furcht mit Ihnen zu teilen.“ Auf diese taktvolle Art hat Büel einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Freund ausgeübt. Im Streit mit Pfarrer Heidegger rät Büel zur Versöhnlichkeit, im Prozeß vor dem st. gallischen Appellationsgericht, den Manr verlor, wahrscheinlich, weil er im Eifer einen Formfehler begangen, hält er Manr von dem gewagten Schritt zurück, die Prozeßakten zu veröffentlichen und die Angelegenheit dem Urteil des Volkes zu überlassen. Sicherlich hätte sich Manr unliebsame Geschichten zugezogen, wenn er auf seiner Idee bestanden hätte. In manchen Fällen, wo Manr an den Menschen verzweifeln will, richtet ihn Büel wieder empor und führt ihn zum Glauben an Gott und zu der Liebe zu seinen Mitmenschen zurück. „Ich habe,“ schreibt er an Manr,<sup>1)</sup> „teils durch Erfahrung, teils durch Nachdenken gelernt, daß vernünftiges Nachgeben uns viel mehr zum Ziele führt als heftiges Aufbrausen, das uns allemal nur schadet und uns als Männern nicht geziemt.“

Einige interessante Mitteilungen über Manrs Charakter finden wir in Büels Briefen an den gemeinsamen Freund David Heß in Zürich. Im Jahre 1819 gibt er folgende ausführliche Darstellung über seinen Freund<sup>2)</sup>: „Auch Manr habe ich verschiedene Male gesehen und ihn näher kennen gelernt. Er ist ein merkwürdiger, wirklich origineller und braver Mann. Ich habe ihn eigentlich con amore studiert, weil er viel anscheinend Widersprechendes in sich vereinigt. Er ist ein Mann von edlem, zartem Herzen, verbunden mit großer Lebhaftigkeit und tiefem Gefühl. Damit legte die Natur das Fundament, und das übrige taten Erziehung und Schicksal wie bei jedem Menschen. Seine häufigen Krankheiten, häusliche Leiden, und ich wette meinen Kopf darauf, auch unglückliche Liebe gaben ihm eine große Reizbarkeit. Da ihn Frau und Kinder nicht mit dem Alltagsleben und den tausend Dingen, die damit verbunden sind, bekannt machten,

<sup>1)</sup> 18. Mai 1828.

<sup>2)</sup> Büel an Heß 28. Mai 1819.

ausföhnten, in Harmonie brachten, so bildete er sich als Jungeselle eine eigene Welt. Er ist einsam, oft unverträglich mit den harmlosen, in sich genügsamen Menschen seiner nächsten Umgebung und mit ihren kleinen Leidenschaften und Eigennützigkeiten, die ihn zum Zorne reizen. Er trägt sich dann auf mehrere Tage mit seiner eigenen Welt im Busen in andere und oft einsame Gegenden und erholt sich dann wieder. Tief ergreift ihn das Unrecht, das er erfährt, und ich habe ihn bei einer Gelegenheit ganz blaß gesehen, und doch bin ich überzeugt, ein homogenes weibliches Wesen würde den glücklichsten Mann und den zärtlichsten Vater aus ihm gemacht haben; denn es ist viel Liebe in seinem Gemüt. So ermüdet er sich, so wie ich und viele andere, in viel vergeblicher Unruhe und in stillem, verschlossenem Leiden und muß sich trösten mit dem Glauben: *un jour tout sera bon.*“

Es wäre jedoch nicht richtig, wenn wir Mayr nur als den Empfangenden hinstellen wollten. Schon 1820 (sagt Büel<sup>1)</sup>): „Ich denke mit Sehnsucht, Liebe und Behmut an Sie und bitte Sie recht dringend, mir immer Nachricht von Ihnen zu geben“ und im Jahre 1825 ergibt sich aus einem fast nur zu überschwenglichen Briefe,<sup>2)</sup> daß Büel treu an Mayr hing und ihm viel zu danken hatte. „Sie sollen sich dabei nicht betrüben,“ schreibt er, „einen Freund glücklich gemacht zu haben. Ich ehre und liebe Sie wegen Ihren schätzbaren Eigenschaften als Freund und wünsche, daß Sie aus der Verwirrung, in welche Sie ein monstruöser Mensch (Isler) versetzt hat, endlich wieder zur Ruhe kommen und dann einen sanften Lebensabend genießen mögen. Denken Sie dann auch zuweilen an Ihren Johannes Büel, dem Sie so wohl taten, und der bis zur Eifersucht auf Ihre Liebe geizte. Wie oft, wie schön kamen Sie mir immer entgegen. Welche Tränen flossen, wenn wir uns trennten, — kurz, wieviel Genuß ward uns durch unsere Freundschaft zu Teil.“

Büel hat nach vielversprechenden Anfängen nicht das geleistet, was man glaubte, von ihm auf dem Gebiete der

<sup>1)</sup> 1. Januar 1820.

<sup>2)</sup> 18. Juni 1825.

Erziehung erwarten zu dürfen. Ein schwerer Schicksalsschlag hatte ihn aus seinem Wirkungskreis weggetrieben, ihn in eine ganz andere Umgebung, in ganz neue Verhältnisse versetzt, und von diesem Zeitpunkt an war er für seine Heimat verloren. Trotzdem nimmt er einen ehrenvollen Rang ein unter den Männern, die nach Rousseau an der Hebung des Volksschulwesens arbeiteten. Im Leben ist ihm das Glück zu Theil geworden, daß er an gute und geistreiche Menschen sich anschließen konnte. Liebe und Freundschaft, deren sein Herz so sehr bedurfte, sind ihm in reichem Maße zu Theil geworden.

### Joh. Büels Werke.

Bemerkungen für Landschullehrer und für Freunde derselben. Nürnberg 1792, 8°. 2. vermehrte Auflage 1802.

Buchstabier- und Lesebuch zum Gebrauche deutscher Schulen. Stein 1794. 8°. 2. Aufl. 1798. 3. Aufl. 1800.

Briefbuch oder Anleitung zum Brieffschreiben. Zürich 1795. 8°.

Der Levit von Ephraim. Aus dem Französischen des J. J. Rousseau. Nürnberg 1794. 8°.

Anrede an die Bürgerschaft der Stadt Stein über Besetzung bürgerlicher Aemter 1799. 8°.

Ueber Lehrart in Deutschland und in der Schweiz. 1801. 8°.

Was soll in den Landschulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden? Eine Abhandlung. Winterthur 1800. 8°.

Taschenbuch für Jünglinge höherer Stände. Wien 1817. 12°. 2. Aufl. 1819. 12°.

Bermischte Gedanken. Schweizerisches Museum, VI, 707—713.

Zum Andenken Rudolf Fühlins. Neues Museum, II, 788—793.

Briefe an D. Neues Museum, III, 53—65.

Reflexionen und Phantasien. Aus Brieffragmenten gesammelt für Freunde, 1810.

Das Stammbuchblättchen. Alpenrosen 1819.

Unser Herr am Gotteskasten. Alpenrosen 1818.

**Angabe der Quellen zur Biographie von Johannes Büel.**

Böschenstein, J. Johannes Büel. Ein Lebensbild nach Briefen entworfen. Schaffhausen, Hurtersche Buchhandlung. 8°. 1872.

Genfing, J. Dr., Johannes Büel von Stein a. Rh. und seine Freundschaft mit Johann Georg und Johannes Müller von Schaffhausen. Stein, Fr. Bützberger. 8°. 1898.

Zehender, F., Johannes Büel in Hunziker, D. „Geschichte der schweizerischen Volksschule“. I. Band.

Uglinger Walter, Johannes Büel von Stein a. Rh. in „Schweizerische Lehrerzeitung“ 1907, Nr. 27.

**Briefe :**

- 1) Briefe an David Heß von Joh. Büel, 1815—1830, 366 Briefe.
- 2) Briefe von David Heß an Joh. Büel, 1815—1825. 175 Briefe.
- 3) Briefe an Frau Heß-Bischer von Joh. Büel.
- 4) Briefe an Büel von Karoline Bichler und deren Tochter Lotte.
- 5) Briefe von S. Bögelin an Joh. Büel.
- 6) Briefe an Joh. Büel von Verschiedenen.
- 7) Briefe an Joh. Büel von J. H. Mayr 1819—1825. 128 Briefe.
- 8) Briefe an J. H. Mayr von Joh. Büel 1818—1830, 204 Briefe.
- 9) Briefe von Joh. Büel an J. G. Müller in Schaffhausen. 461 Briefe.
- 10) Briefe von Joh. Büel an Joh. von Müller 1799—1808. 20 Nummern.
- 11) Briefe von Joh. Büel an seine Base, Frau Winz im Raben in Stein a. Rh. 50 Briefe.
- 12) Briefe an Büels Vater von Joh. Büel. 24 Briefe.
- 13) Briefe von Anna Magdalena Büel an Joh. Büel als er in Andelfingen studierte.

Die Briefe unter Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6 befinden sich in der Stadtbibliothek in Zürich, Nr. 7 und 8 in der Kantonsbibliothek in Frauenfeld (J. H. Mayrs Nachlaß), Nr. 9 in der Ministerialbibliothek Schaffhausen, Nr. 10 in der Stadtbibliothek in Schaffhausen, Nr. 11, 12, 13, im Büelschen Archiv in Stein a. Rh.

Das Büelsche Archiv in Stein a. Rh. enthält eine große Zahl Predigten, Korrespondenzen kleinern Umfangs, Kollektanea, Entwürfe und Aktenstücke zu Büels Leben.